Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **39 (1957)**

Heft 35

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

1185 Bern

Verkaufspreis 25 Rp. Erscheint jeden Freitag AZ Winterthur, 30. August 1957 36. Jahrgang Nr. 35

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 14.80, halbjährlich Fr. 8.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 17.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluss Montag abend

Doppelverdiener — doppelt Belastete

Ueberlastete Frauen im Osten wie im Westen

Wenn wir in einem Kulturfilm oder in einer Illustrierten Bilder aus dem Osten betrachten, auf denen ein Mann auf seinem Esel bergwärts reitet, während seine Frau drei Schritte hinter ihm zu Fuss folgt, hoch mit Bündeln, Holz und Wasserkrug bepackt, ein schlafendes Kind auf den Rücken gebunden und eines am Schürzenzipfel hängend, dazu eifrig den Spinnrocken drehend, dann lächeln wir — Frauen und Männer — meist halb geringschätzig, halb mitleidig, weil wir selbstverständlich der gerechten Ansicht sind, dass solches in unserem eigenen, zivilisierten Lande niemals vorkommt. Aber wir vergessen, dass es in unserem so kultivierten und zivilisierten Lande zweihunderttausend berufstätige Mütter gibt, und dass die Frauenarbeit in der ganzen Welt im Zunehmen begriffen ist. Auf den zweihunderttausend berufstätigen Schweizer Müttern, auf allen berufstätigen Hausfrauen der Welt aber liegt eine nicht weniger schwere Last als auf jenen hochbeladenen Mazedonierinnen, die hinter Mann und Esel vom Markt wieder in ihre kargen Berge hinaufsteigen und den Hausrat ganz allein auf ihrem Rücken tragen, denn durch die ausserhäusliche Erwerbstätigkeit, verbunden mit dem täglichen Besorgen von Haushalt und Kindern, ergibt sich eine andauernde Doppelbelastung mit all ihren Folgeerscheinungen für die Gesundheit der Frau und das Wohl der Familie. Darüber wird viel geredet, geschrieben und gelästert.

Die Notwendigkeit der Frauenarbeit

Und doch kann die Welt, auch die Zivilisation in ihrer heutigen Struktur nicht sein ohne die Arbeit der Frauen, von Hunderttausenden, ja Millionen von arbeitswilligen Frauen! Industrie, Landwirtschaft, Geschäftsleben, soziale Fürsorge, kurz, der Staat wäre nicht lebensfähig ohne die Mitarbeit der Frau. **Aber auch die Familien sind leider oft nicht lebensfähig ohne die Erwerbstätigkeit der Mutter.** Wie viele angelernte und ungelernte Arbeiter kommen nicht einmal auf das Existenzminimum für eine Person, geschweige denn für eine ganze Familie! Und wie steht es erst mit den Müttern der vielen vaterlosen Familien!

Milliarden Stunden Ueberzeit

Die Diskussion um Pro und Kontra der Berufstätigkeit von Ehefrauen geht um die ganze Welt. Länder, die im Krieg viel Männer verloren haben, erleben diese Probleme noch viel dringender als wir in der Schweiz. In Deutschland hat man ausgerechnet, dass die berufstätigen Ehefrauen zusätzlich 1,1 Milliarden Arbeitsstunden monatlich im Haushalt tätig sind, dass die gesamte westdeutsche Industriearbeiterschaft aber nur auf total 0,8 Milliarden Arbeitsstunden monatlich kommt! Und noch immer wartet der westdeutsche Arbeitsmarkt auf weitere weibliche Arbeitskräfte, so sprach man bereits von einer «Hausfrauenreserve von 300 000 Frauen», die innerhalb der nächsten Jahre der Wirtschaft noch zugute kommen soll.

Raubbau an den Müttern

Doch ertragen auf weite Sicht weder die Frauen, noch die Familien, noch der Staat einen solch einseitigen Raubbau an den wichtigen mütterlichen Kräften der Menschheit. Mütter, eingespannt in diese tägliche, harte Fron, von einer Arbeit zur andern gehetzt, fortwährend gequält von dem Gefühl, keiner der an sie gestellten Anforderungen zu genügen, niedergedrückt von der Verantwortung für die Kinder, den Mann, den Haushalt, den Beruf, verlieren notwendigerweise die seelische und geistige Frische, die es zur Bewältigung all dieser Aufgaben braucht, sehr rasch. Sie sind wie an beiden Enden angezündete Kerzen, altern früh, zu Nervenbündeln aufgezehrt, niemandem zur Freude. Die Wirtschaft, die Industrie, das doppelte Arbeitsleben haben sie ausgesaugt, unbarmherzig, ohne ihnen auch nur die kleinste Hilfe zu gewähren.

Was ist zu tun?

Längst hat man angefangen, Mütterhilfen und Hauspflegerinnen einzusetzen. Aber wer tut das? Die Frauenvereine, die selber die grösste Mühe haben, sich finanziell durchzubringen, und viel tatkräftiger unterstützt werden sollten? Trotzdem wurde in vielen Städten und auch auf dem Lande die Hilfspflege eingerichtet — sie darf fast nichts kosten und lebt sozusagen von der Hand in den Mund. Aber es gelingt ihr, hier und dort eine kranke Mutter zu vertreten, eine von der Doppelbelastung völlig in den Nerven ruinierte Frau zu «ersetzen», damit diese nach ein paar Wochen der Erholung, dieses sinnlos gehetzte Leben wieder aufnehmen könne ...

Bessere Hilfe ist nötig

Es muss mehr und Durchgreifenderes getan werden! Die Hauspflege muss systematisch überall eingeführt und gut entlöhnt werden, sie darf das Familienbudget nur wenig belasten. In England wird die Home Help von der Gemeinde angestellt, sie gilt als Angestellte des öffentlichen Dienstes mit Urlaubsanspruch, Kranken- und Altersversorgung. Ihre Arbeitszeit beträgt 44 bis 47 Wochenstunden. Für Sonntags- und Nachtarbeit stehen besondere Kräfte zur Verfügung. Wie in der Schweiz an manchen Orten werden sie in Kursen auf ihre Arbeit vorbereitet. Die Kosten davon übernimmt der Staat, Unterricht wird gegeben in allgemeinen Gesundheitsfragen, erster Hilfe, Grundbegriffen der Krankenpflege, Diätkochen und dem Aufstellen eines Haushaltbudgets für die verschiedenen Einkommensgruppen. Die Heimpflegerin muss nicht nur überlasteten Müttern beispringen, sie soll auch bei Alten und Gebrechlichen eingesetzt werden können, um damit Spitäler, Altersheime zu entlasten und um die heute so raren Krankenschwestern nicht unnötig von wirklichen Kranken abzulenken. In England hält man eine Hauspflegerin auf 1000 bis 1500 Einwohner für wünschenswert. Der Staat trägt die Hälfte der Kosten, wenn sich die Gemeinde verpflichtet, für die andere Hälfte aufzukommen. Die Betreuten selbst haben einen Siebentel bis Zehntel der Kosten zu tragen, falls sie es nicht können, übernimmt die Sozialversicherung den Betrag.

In Deutschland haben auch Betriebe schon die Hauspflege eingerichtet. Eine Betreuung kommt in Frage, wenn eine Frau erkrankt, wenn sie ins Krankenhaus muss, wenn ein Kind auf die Welt kommt, wenn dringend eine Kur nötig ist, Mann und Kinder aber niemanden haben, der sie versorgen kann. Auch alleinstehende Frauen und Rentnerehepaare erhalten Hilfe. Sehr interessiert sind in Deutschland die Krankenkassen an der Hauspflege. Viele Kassen übernehmen einen Teil der Kosten für eine Hauspflegerin, sofern der Spitalaufenthalt dadurch vermieden oder abgekürzt werden kann. Die Betriebskrankenkassen übernehmen die Kosten meist voll.

Familienbeiträge

Frauen, die aus irgendwelchen Gründen keinen Mann haben, ihre Kinder aber nicht gerne in fremde Obhut geben, sondern bei sich zu Hause behalten wollen, sollten ohne weiteres einen Familienbeitrag, der aber nicht nach Almosen riechen dürfte, erhalten, der ihnen erlaubte, wenigstens der Bezahlung der Miete jeden Monat ohne Angst entgegenzusehen. Es sollten auch viel mehr Halbtagsstellen, Kinderhorte und Kleinkinderschulen geschaffen werden. Und selbstverständlich sollten Einkommen unter dem Existenzminimum in der Schweiz nicht mehr vorkommen! Auch das Stipendienwesen ist neu zu organisieren, damit es nicht nur auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit jedem jungen Schweizer möglich ist, das zu lernen, wozu er sich eignet.

Wirtschaft und Technik sollen dem Menschen dienen

Die Errungenschaften der heutigen Technik sollten endlich nicht nur die Sehnsucht nach Luxus befriedigen, sondern sich den wirklichen Bedürfnissen des Menschen unterordnen. Immer mehr, paradoxer- und unsinnigerweise, wird Menschenkraft und Menschenblut verschleudert, damit nur der Moloch Technik, dieses eisenstarrende, gefrässige Ungeheuer, auf seine Rechnung kommt. Aber noch ist es nicht gelungen, jedem Familienvater so viel Lohn zu geben, dass seine Kinder in Frieden unter den Augen der Mutter aufwachsen können. Noch hat unsere zivilisierte Welt es nicht vermocht, die Bündel, Packen und Lasten von den Schultern der Frauen zu nehmen, noch sind es auch bei uns die Mütter, die geduldig hinter Mann und Esel hertraben, seufzend unter der Last der dreifachen Aufgabe — wir haben wahrhaftig nicht über die östliche Arbeitsteilung zu lachen, sie ist auch die unsere!

Ruth Steinegger

Das geht auch uns Frauen an

Ein ungünstiger Kompromiss

Die bisherige Beratung der dritten Vorlage über eine längerfristige Neuordnung der Bundesfinanzen bedeutet unter bürgerlich-privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten eine Enttäuschung. Der Nationalrat, der die Vorlage in der Sommersession behandelte, hat bei weitem nicht jene Anforderungen erfüllt, die Voraussetzung für eine Unterstützung des Projektes bilden würden, selbst wenn in Rechnung gestellt wird, dass es sich bei einer neuen Bundesfinanzordnung stets nur um einen Kompromiss handeln kann, der niemals alle Wünsche zu befriedigen vermag. Der Nationalrat hat jedoch unter zwei wichtigen Gesichtspunkten falsch und unzeitgemäss gehandelt, nämlich insofern, als er der heutigen ausserordentlich günstigen Finanzlage des Bundes zu wenig Rechnung trug und das Mass der Steuerentlastungen zu klein ansetzte, dann aber vor allem deshalb, weil er die gewährten Entlastungen zu einseitig verteilte. Nachdem in den Zeiten gesteigerter Finanzbedürfnisse des Bundes wie übrigens auch der Kantone und Gemeinden die Steuerlast in starkem Umfange progressiv gestaltet wurde, geht es nicht an und kann es nicht angenommen werden, den Steuerabbau wiederum in einer Weise durchzuführen, durch die die Progression neuerdings verstärkt wird. Wir stehen vor der geradezu unglaublichen Erscheinung, dass an sich begrüssenswerte, jedoch noch zu kleine Steuerreduktionen neuerdings dazu benützt werden, die bisher schon über Gebühr herangezogenen Steuerzahler im Verhältnis noch stärker zu belasten. Privatwirtschaftlich betrachtet ist es eine höchst ungesunde Situation, dass sowohl das Anziehen als auch das Lockern der Steuerschraube stets dazu dient, vermehrte Belastungen oben und Entlastungen unten zu schaffen. Diese Tendenz allein rechtfertigt es, der Vorlage die Zustimmung zu versagen und die vielfach vorhandenen negativen Stimmungsfaktoren gegen die Vorlage nutzbar zu machen in der Hoffnung, dass Bundesrat und Parlament die Zeichen der Zeit doch noch erkennen und ein weniger fiskalisches Projekt schaffen, das zugleich eine gerechtere Lastenverteilung vorsieht.

Jedermann ist sich heute darüber klar, dass die Weitererhebung der eidgenössischen Wehrsteuer heute sachlich nicht mehr gerechtfertigt ist. Aus politischen Gründen halten Bundesrat und Parlament weiterhin daran fest, wobei aufschlussreich ist, dass nach den Beschlüssen des Nationalrates gegen die Hälfte, nämlich 550 000 der bisherigen 1,2 Millionen Wehrsteuerzahler vollständig von der Steuerpflicht befreit würden. Von den 73 Millionen Franken des finanziellen Ausfalles bei der Wehrsteuer, die durch die nationalrätlichen Beschlüsse entstehen, entfallen 70 Millionen Franken allein auf die totalen Ausfälle infolge der Erhöhung der Freigrenze, und nur drei Millionen Franken sind auf eine für die mittleren und höheren Einkommensschichten günstigere Tarifgestaltung zurückzuführen. Das sind ungesunde Erscheinungen, die von den Kreisen der privaten Wirtschaft nicht gutgeheissen werden können. Der völlige Wegfall der Wehrsteuer ist heute ein durchaus vertretbares Postulat; oder dann sollte die Wehrsteuer mindestens dadurch korrigiert werden, dass die Abzugsfähigkeit der Kantons- und Gemeindesteuern von der Wehrsteuer verwirklicht wird. Mit 85 gegen 53 Stimmen hat der Nationalrat dieses Postulat abgelehnt, jedoch besteht die Hoffnung, dass der Ständerat diesen Beschluss korrigiert und diesem sowohl föderalistisch als fiskalisch wohlbegründeten Anliegen zum Durchbruch verhilft. Die Kleine Kammer könnte dadurch die Voraussetzungen für eine Annahme der Vorlage in der Volksabstimmung wesentlich verbessern, indem eine abstimmungspolitisch sehr bedeutende Gegnerschaft, die schon die Vorlage vom Dezember 1954 zu Fall gebracht hat, ausgeschaltet würde. Die privatwirtschaftlich eingestellten Kreise erwarten mit Bestimmtheit, dass wenn die Wehrsteuer schon beibehalten werden soll, sie mindestens gleichmässig gemildert wird, was am vorteilhaftesten durch die Verankerung der Abzugsfähigkeit geschehen würde, wodurch gleichzeitig auch ein wesentliches staatspolitisches Begehren der föderalistischen Kreise verwirklicht würde.

Mit Interesse blickt man den Verhandlungen der vorberatenden ständerätlichen Kommission entgegen, die dieser Tage in Zermatt zusammentritt. Diese Kommission und hernach der Ständerat werden weitgehend über das Schicksal der Finanzvorlage in der Volksabstimmung entscheiden.

E. H.

Helvetisches

Kei Sünneli, bloss Wätter

Kinder und Narren sagen die Wahrheit. An solchen grauen Tagen, wie sie uns diesen Sommer allzuoft beschieden waren, musste ich immer an den Ausspruch meines Sohnes denken, als er noch ein kleiner Knirps war. Ich machte eines Morgens die Läden bei ihm auf, und herein schaute ein grauer Tag. Ueli schaute einen Augenblick hinaus und stellte dann fest: «Kei Sünneli, bloss Wätter!» Nun, bescheiden wie wir in bezug auf das Wetter nach den letzten beiden Sommern geworden sind, finden wir vielleicht, wir hätten doch einige schöne Tage mehr gehabt in diesem Jahr als vergangenen — und immerhin — zu einer Hitzewelle habe es schliesslich noch gelangt. Ja, ja, schon recht, aber man muss sich jetzt — nach den Ferien — einmal jene detaillierten und selbstsicheren Prognosen wieder zu Gemüte führen, wie sie uns sonst in der Presse — vor den Ferien — von wohlmeinenden Redaktoren spaltenlang serviert wurden. «Heisser Sommer», «Ein trockener, warmer Sommer 1957?», Hitzewellen werden sich wiederholen, Hochsommer bringt Dürre, Wassermangel, das sind nur einige Stichworte aus solchen Artikeln, die wir uns vorsichtshalber aufbewahrt haben.

Ach herrjeh — der Wassermangel rauscht draussen vernehmlich im Garten, während wir am Schreibtisch sitzen, die Sommerkleider fristen im Kasten ihr Dasein, und das elektrische Oefeli steht immer anschlussbereit da. Die Hitzewellen müsste man wohl schon selber mittels teurem Strom fabrizieren, aber das rentiert nicht, weil sonst schon alles teuer geworden ist. Ueber die Höhe der Obstpreise vermag auch der Kniff mit den Halbkilopreisen nicht hinwegzutäuschen. Ein Pfund ist eben kein Kilo, und unsere Einmachgläser sind und bleiben leer, weil der Garten — nicht infolge von Dürre — einfach nichts hergibt. So haben wir nun also reichlich Gelegenheit, den optimistischen Prognosen die pessimistischen Realitäten gegenüberzustellen. Kei Sünneli, bloss Wätter!

Was man nicht weiss ...

Wenn ich etwas tue, was verboten ist, aber ich weiss nicht, dass es verboten ist, dann habe ich trotzdem ein gutes Gewissen. (Furchtbarer Satzbau, ich weiss!)

Entschuldigung, aber die Studiengruppe für Konsumentenfragen hat mir kürzlich heisse Schauer über den Rücken gejagt — nachträglich. Sie hat nämlich herausgefunden, dass es verboten ist, elektrische Stecker zu reparieren. Erlaubt ist nur das Ein- und Ausschrauben von Glühbirnen und Sicherungen (sehr grosszügig) und das Bedienen von Schaltern, vorhandenen Steckdosen und Stekkern. (Hoffentlich auch!) Und so stelle ich fest, dass ich eigentlich bereits mit einem halben Fuss im «Chefi» stehe, weil ich mich tatsächlich schon öfters gegen das Gesetz vergangen habe. Wenn mir mitten im Bügeln das Eisen kalt wird, schraube ich zuerst einmal den Stecker auseinander, und meistens ist der Schaden dann in wenigen Minuten behoben, weil sich das Schräubchen gelockert hat, das den Draht der Schnur festhält. Solche Reparaturen nimmt man als Hausfrau nicht nur vor, um Geld zu sparen, sondern weil es lästig ist, wegen Kleinigkeiten zum Fachmann zu laufen. Uns zahlt halt niemand etwas für den Weg. Ausserdem haben unsere Handwerker so gut zu tun, dass ihre Zeit kostbar geworden ist. Trotzdem — ein Verbotsgesetz besteht. Es ist eines von vielen, die der Bürger nicht im Kopf hat. Und da man mich, als man dieses weise Gesetz erliess, nicht gefragt hat, und ich mich mangels Stimmrecht auch gar nicht verantwortlich fühle, werde ich — weiter sündigen. Die Behörden müssen übrigens selber zugeben, dass dieses Verbot illusorisch ist, solange all die elektrotechnischen Einzelteile im Handel erhältlich sind. Es fehlt nämlich die Verfassungsgrundlage für ein Verkaufsverbot. Es lebe der fehlende Verfassungsartikel!

Lauter Gold

Von Zeit zu Zeit berichten unsere Nachrichtenagenturen von Golddiebstählen. Unsereiner hat noch kaum je einen Goldbarren gesehen, und darum wissen wir auch nicht, wozu die Goldtransporte eigentlich dienen. Nur fällt uns auf, dass sich dieser «Goldstrom» offenbar immer zwischen Paris und Genf bewegt, und dass Genf immer wieder die Stätte solcher Diebstähle ist. Meistens erlebt der Zeitungsleser die Fahndung nach den Tätern ziemlich genau mit. Nur nach dem letzten Golddiebstahl ist es auffallend ruhig geblieben. Was war das für Gold? Und warum wählt man immer die gleiche Route für solche Transporte?

H. C.-O.

In dieser Nummer lesen Sie:

Doppelverdiener — doppelt Belastete
Das geht auch uns Frauen an
Helvetisches
Frauen in der Industrie
Die ägyptische Frau
Die Frau in der Kunst
Feuilleton

Eine Erklärung amerikanischer Biologen

Führende Biologen sprachen am Montag auf einer Pressekonferenz über die potentiellen Gefahren, die sich für die Menschheit aus den Atomversuchen ergeben. Diese Wissenschaftler, Dr. H. Bentley Glass von der Johns Hopkins-Universität in Baltimore, Dr. W. Beale vom kalifornischen Technologischen Institut, Dr. Curtis L. Newcombe vom amerikanischen Institut für Strahlenforschung, Dr. Arnold H. Sparrow von den Laboratorien Brookhaven und Dr. Carl Swanson von der Johns Hopkins-Universität, führten aus, dass keine genauen wissenschaftlichen Unterlagen verfügbar seien, auf Grund deren die Gefahr der atomischen Niederschläge gemessen werden könnte. Sie stimmten darin überein, dass ein jährliches Mass von Kernwaffenversuchen, das eine totale Sprengwirkung von 10 Megatonnen überträfe, eine Gefahr bedeuten würde. Sie wiesen darauf hin, dass nach den vorliegenden Informationen die Kernwaffenversuche der drei Atommächte — Vereinigte Staaten, Sowjetunion und Grossbritannien — gegenwärtig ein Ausmass von 10 Megatonnen jährlich erreichten.

Das Problem der Gefährdung durch atomische Niederschläge könne nur gelöst werden, wenn die Kernwaffenexperimente eingestellt würden. In der friedlichen Anwendung der Atomenergie könne die Gefahr leicht eingedämmt werden.

Frauen in der Industrie

Es gibt heute mehr Aussichten für Frauen in Industrie und Handel als je zuvor, aber relativ wenige Frauen erreichen leitende Stellungen.

Von allen in bezahlter Stellung arbeitenden Frauen in England sind schätzungsweise etwa 72 000 Inhaberinnen von Betrieben aller Art. Diese Zahl mag hoch erscheinen, aber sie täuscht. Viele von den Frauen, die von dieser Zahl erfasst werden, leiten kleine Familienunternehmen oder andere Betriebe, kleine Läden, Schreib- und Stellenvermittlungsbüros. Nur wenige Frauen sind eigentliche Direktoren. Der Direktorenverband hat ungefähr 460 weibliche Mitglieder, aber unter diesen sind nur wenige in wirklich leitender Stellung oder Verwaltungsratspräsidenten.

Warum sind diese Zahlen so niedrig? Warum wird den Frauen der Aufstieg im Geschäftsleben und in der Industrie so schwer gemacht? Was sind die Schwierigkeiten, die so viele daran hindern, höchste Stellungen zu erringen, zusammen mit den Männern?

Zwei Hauptursachen scheinen dafür verantwortlich zu sein. Einmal bedeutet für die meisten Frauen die Berufsarbeit nur ein Zwischenspiel zwischen Schule oder Universität und dem wichtigsten Lebensziel: Heirat und Familie. Wirtschaftliche Gründe zwingen viele Frauen zur Weiterführung der Berufsarbeit nach der Heirat, aber in den meisten Fällen hört sie mit der Ankunft des ersten Kindes auf. Kurz, die überwiegende Mehrheit wünscht gar keinen beruflichen Aufstieg auf lange Sicht und interessiert sich gar nicht für leitende Posten.

In zweiter Linie gibt es eben immer noch Vorurteile gegen die Frauen, trotz der vorhandenen Möglichkeiten, die sie daher nicht voll ausnützen können. Viele Vorurteile entbehren jeder Grundlage, aber sie sind kaum auszurotten. Sie treten in vielen Formen auf und machen den Frauen den Aufstieg im Geschäftsleben nicht leichter: eine eingefleischte Abneigung der Männer, unter oder neben einer Frau zu arbeiten, eines Mannes Misstrauen gegenüber einer Frau, ob sie eine Arbeit ebenso gut oder gar besser machen könne als er; oder Misstrauen in ihr weibliches Urteilsvermögen in wichtigen Angelegenheiten. Die Männer gestehen dies vielleicht nicht ein, aber es ist trotzdem wahr.

Dieses Vorurteil scheint den Frauen hauptsächlich beim Aufstieg zu begegnen. Sobald eine Frau einmal den Gipfel erstiegen hat, beweist sie ihre Fähigkeiten und Tüchtigkeit in genügendem Masse, um den Respekt ihrer männlichen Kollegen für ihr Urteilsvermögen zu erringen und Autorität zu gewinnen. Es ist auch bezeichnend, dass die Frauen, eben wegen dieses Vorurteils, eher Berufe ergreifen, in denen sie rasch vorwärtskommen und wo ihre Leistungen anerkannt werden — im Lehramt oder in der Medizin zum Beispiel — oder wo das weibliche Urteil mehr Gewicht hat und sie sich dadurch glücklicher und sicherer fühlen, z. B. in der Modebranche oder im Detailhandel, im Journalismus, Reklamefach oder «Public Relations».

Andererseits besteht eine mehr oder weniger gerechtfertigte Form von Vorurteil: oft wollen Direktoren oder andere Vorgesetzte eine Frau nicht für eine höhere Position vorschlagen, da sie ja nie sicher sein können, ob sie nicht doch einmal heiraten und Kinder aufziehen will, so dass die Firma ihre Dienste und ihre Erfahrung verlieren würde. Man kann hier mit Recht geltend machen, dass es nicht vernünftig wäre, den Betrieb einem solchen Risiko auszusetzen, und dass ein Mann in der gleichen Stellung grössere Sicherheit gewährleistet. In einigen wenigen Fällen, wo eine Frau aussergewöhnliche Fähigkeiten bewiesen hat und ihre Dienste dem Betrieb beinahe unentbehrlich sind, wird eine fortschrittliche Verwaltung bereit sein, ihr genügend Urlaub zu gewähren, damit sie heiraten und eine Familie gründen kann, oder ihr gar eine Haushalthilfe zur Verfügung stellen, um die wertvolle Mitarbeiterin nicht zu verlieren. Wenn dieses menschliche und vernünftige Verfahren Schule machen könnte, würden bestimmt mehr Frauen in der Industrie mitarbeiten wollen.

Aber diese Lösung ist selten. Für die Mehrzahl der Frauen, die sich für eine Laufbahn auf lange Sicht in der Industrie interessieren, kommt eines Tages, früher oder später, der Moment der Entscheidung: ob sie ihren Beruf aus Ueberzeugung und Befriedigung beibehalten und die Gründung einer Familie opfern, ob sie den Beruf opfern und heiraten, oder ob sie beides miteinander vereinigen wollen. Eine Entscheidung von solcher Bedeutung kommt im Leben eines Mannes nicht vor und er schätzt sie daher nicht hoch genug ein. Trotzdem ist sie ein sehr ernstes Problem.

Die Frage des Vorurteils beeinflusst auch die Berufsausbildung. In vielen Berufen, zum Beispiel in den Naturwissenschaften und in der Technik, ist das Problem zwar geringer geworden als noch vor dem Krieg, besonders angesichts der verbesserten Aussichten für Frauen in den Hochschulen, aber die Ausbildung für leitende Posten in industriellen Betrieben ist immer noch sehr schwierig. Wie wir schon erwähnten, zieht die Verwaltung für Schulung und Beförderung Männer vor, weil sie sie weniger verlieren werden.

Der Beitrag, den die Frauen in Industrie und Handel leisten können, ist schwer einzuschätzen. Es besteht kein Zweifel, dass Frauen, denen man die gleichen Chancen gibt, ebenso fähig sind, einen grossen Betrieb zu führen wie Männer. Bekannte Beispiele sind: Christina Foyle, die dem Foyle'schen Buchhandel vorsteht; Vera Lilley, Direktor von Lewis Berger Söhne; A. Campbell-Preston, Vorsitzende der Westminster Press Provincial Newspapers; Denise McCann, geschäftsführender Direktor der British School of Motoring; Enid Hopper, geschäftsführender Direktor des Warenhauses A. W. Gamage.

Neben der eigentlichen Leistung in der Position, in die sie gestellt sind, bringen die Frauen sehr wahrscheinlich auch noch einen andern wertvollen Beitrag, eine gewisse Frische im Anpacken der Dinge (mit «Frauenart»), von der der Betrieb nur profitieren kann. Obschon vielleicht deswegen nicht unbedingt mehr Schrauben oder Stahlbarren produziert werden, kann sie die menschlichen Beziehungen in der Industrie stark beeinflussen, eine Wissenschaft, die in letzter Zeit offenbar vernachlässigt worden ist.

Das ganze Problem kann nicht getrennt angepackt werden. Es ist mit so vielen andern Fragenkomplexen eng verwoben, die bei Frauen und Männern verschiedene Reaktionen hervorrufen: zum Beispiel ob die Frauen überhaupt die gleichen Aussichten haben sollen, für höhere Betriebsposten ausgebildet zu werden oder ob sie nicht doch schlussendlich der Gmeinschaft besser dienen, wenn sie ihren Haushalt besorgen und ihre Kinder aufziehen. Jedenfalls ist es klar, dass, während für die Frauen das «Parterre» mehr oder weniger offen steht, der Weg zum «obersten Stock» schwieriger ist als er sein sollte.

Financial Times Reporter, Juli 1957
(übersetzt von HSG)

Wir erinnern an den

Separatdruck der 1.-August-Ansprache von Fräulein Dr. Heinzelmann

und bitten Sie, Ihre Bestellungen schriftlich oder telephonisch noch an die Administration Schweizer Frauenblatt, Postfach 210, Winterthur, Telephon 052 2 22 52 aufzugeben.

Die ägyptische Frau zu Stadt und Land

Die Entwicklung der ägyptischen Frau bewegt sich in ganz anderen Bahnen, als die ihrer Nachbarinnen an den Ufern des östlichen Mittelmeeres. In der Türkei, in Griechenland und in Jugoslawien (früher zum Teil osmanische Länder), hat sich die Frau vorerst wirtschaftlich selbständig gemacht; so stehen vor allem die Türkin und die Jugoslawin tätig im Erwerbsleben, während das gesellschaftlich Selbständigwerden weit nachhinkt. Wir waren also nicht wenig erstaunt zu sehen, wie die Stadtägypterin von heute, sozusagen direkt vom Harem weg, sich an das Steuer eines Wagens setzt, sich frei in den Hotelhallen bewegt, mit einer Freundin bei «Groppi» Tee trinkt, in Gesellschaft ihres Mannes oder mit Bekannten in einem Restaurant diniert oder sich sonst in einem der vielen am Nil gelegenen Open-air-Cafés die Zeit vertreibt.

Die Engländer und die übrigen Europäer mit ihren grosszügigeren Lebensformen lenkten nicht nur während Jahrzehnten die Geschicke des Landes, sondern beeinflussten durch ihr Hiersein auch das äussere Leben des Aegypters und besonders der Aegypterin. Die Aegypterin der grossen Städte ahmte die weisse Frau nach, die sich frei in der Oeffentlichkeit bewegte.

Die Teilnahme der Aegypterin am Erwerbsleben zwar ist noch nicht selbstverständlich. Die heranwachsende Generation junger Frauen bloss, die schon als Ledige einen Beruf ausübten, insbesondere, wenn sie einen Universitätsgrad besitzen, in einem Ministerium oder als Lehrerin tätig sind, arbeiten nach ihrer Verheiratung weiter. In solchen Familien werden die Kinder, auch wenn man in getrennten Haushaltungen lebt, wie ehedem von der Grossmutter betreut.

Mit der Landreform und dem Regimewechsel sehen sich auch viele, ehemals reiche Damen gezwungen, zu verdienen. Viele von ihnen üben heute den Beruf einer Schneiderin aus.

In den Europäervierteln von Kairo und Alexandrien, vor allem in den westlich aufgezogenen Kaufhäusern und Modegeschäften bedienen neben Männern auch Frauen und Mädchen. Hier wieder hat die Aegypterin eine unserer ausgesprochensten westlichen Sitten übernommen, denn selbst die Türkin und die Griechin wagen sich noch nicht in jene Berufe, die einen direkten Kontakt mit dem Publikum erfordern.

Die alten arabischen Basars, die Musky, bleiben jedoch den Männern vorbehalten. Hier halten sie ihre Ware feil, knüpfen und stopfen Teppiche, flikken Kleider, schneidern, bügeln. In Aegypten ist das Bügeln übrigens eine eigentliche Männerarbeit; nur das Waschen wird von Frauen, sehr oft von einer sudanesischen Negerin, besorgt.

Die Verwestlichung der Aegypterin macht vor der eigenen Haustüre halt. In ihrem Heim gilt noch der alte Sittenkodex, wir möchten sagen, aus der Zeit des Harems. Die Frauen, auch eingeheiratete Europäerinnen, besuchen sich nur in Abwesenheit der Ehemänner; kein Mann betritt — auch in Kairo nicht — das Haus seines Freundes, wenn er nicht ganz sicher ist, ihn bei sich zu treffen. Abendgesellschaften zu Hause finden auch in Kairo und Alexandrien ohne die Gattinnen statt. Die Männer treffen sich meistens in den nach englischem Muster eingerichteten Clubs.

In den Provinzstädten Oberägyptens gar leben die Frauen noch völlig unberührt von all den Umwälzungen in den Grossstädten. Das Reich der Frau ist das Haus. Die Strasse gehört den Männern; sie allein verkaufen in den Geschäften, und ihre Ware wird nur von Männern gekauft, sei es vom Ehegatten oder von einem Hausangestellten.

Wir denken an jene junge blonde Frau, Gattin eines Grossgrundbesitzer — Tochter einer Engländerin und eines Aegypters — die während der fünf Jahre ihres Dortseins niemals in die Stadt ging, nie vor dem Hause, dem Nil entlang, spaziert, den Park überhaupt nie verlässt. Den Sommer verbringt die Frau mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in Kairo, wo sie ihren eigenen Wagen steuert und auch sonst das Leben einer Europäerin führt. «Unsere Diener hier» — es sind ihrer vierzehn — «dürfen dies allerdings nicht wissen, ich würde sofort ihre Achtung verlieren», erzählte die junge Frau. Es ist ihr auch, abgesehen von der Mithilfe bei der Pflege der Kinder — es wohnt eine Kinderschwester im Hause — nicht erlaubt, irgendwelche Hausarbeiten zu verrichten. Sie darf sich auch niemals leisten, lässig in einem Liegestuhl zu liegen, irgendwelchen Sport zu treiben, zum Beispiel Tennis zu spielen, wofür sich der herrliche Rasen in ihrem Park so gut eignen würde. Als Dame des Hauses hat sie sich — ähnlich einer Königin — stets in würdevoller Haltung zu zeigen, wenn sie den Respekt der Hausangestellten — es sind alles Männer — nicht verlieren will.

Wir besuchten mit ägyptischen Bekannten noch viele Frauen in diesen Provinzstädten; sie empfingen uns — die Frau des Bankdirektors, des Arztes, des Advokaten, des Kaufmanns im Morgenrock, hin und wieder auch im Nachthemd. Sie alle sind Gefangene ihres Hauses. Deswegen verfügen sie auch kaum über Strassenkleider. Wollen sich die Frauen gegenseitig besuchen, müssen sie sich mit einem Auto oder einer Kutsche in das Haus ihrer Freundin begeben. Niemals dürften sie es wagen, sich zu Fuss auf der Strasse zu zeigen, denn eine Frau,

(Forsetzung auf Seite 4)

Politisches und anderes

Westdeutschland meldet neue Flüchtlingsrekordzahl

In der dritten Augustwoche hat die Zahl der Flüchtlinge aus Ostdeutschland 6400 pro Woche überschritten und damit das Höchstmass erreicht. — Unter den Geflüchteten befindet sich einer der führenden Gelehrten der Deutschen Demokratischen Republik, Prof. Alfred Kantorowicz, Mitglied der Ostberliner Akademie der Wissenschaften.

Massenflucht polnischer Touristen

Aus Kopenhagen wird berichtet, dass rund 60 polnische Touristen vom Schiff «Batory» abgesprungen sind und sich — um politisches Asyl ersuchend — im Polizeihauptquartier der dänischen Hauptstadt gemeldet haben.

1245 ungarische Flüchtlinge

verlassen Oesterreich, um in andern westlichen Ländern eine neue Heimat zu finden, wie das Intergovernementale Komitee für europäische Wanderung bekanntgegeben hat. — Weitere 5000 ungarische Flüchtlinge finden in Australien Aufnahme, so dass insgesamt seit dem Beginn des Flüchtlingsstroms aus dem unterdrückten Ungarn Australien 15 000 Emigranten beherbergen wird.

Einstellung der Kernwaffenversuche während zweier Jahre

seitens der Westmächte. Die Sowjetunion müsste sich gleichzeitig mit einer Einstellung der Produktion von spaltbarem Material für militärische Zwekke einverstanden erklären. Im ersten Jahr müssten die notwendigen Inspektionsmassnahmen für eine Gewährleistung des Unterbruchs der Kernversuche sowie Massnahmen für den Produktionsunterbruch ausgearbeitet werden, während im zweiten Jahre diese Massnahmen und die Einstellung der Produktion von Kernwaffen in Kraft treten würden.

Kernexplosionen in Russland und Amerika

In der Sowjetunion hat eine weitere Nuklearexplosion «von einer gewissen Stärke» stattgefunden. Ferner teilte die Sowjetregierung mit, dass sie über ein interkontinentales ballistisches Raketengeschoss verfüge, das «jeden Punkt der Welt» erreichen könne. — Auf dem Versuchsgelände von Nevada hat die 13. amerikanische Nuklearexplosion der Serie 1957 stattgefunden.

Tagung der Interparlamentarischen Union

Am 12. September wird Königin Elisabeth II in Westminster Hall die 46. Interparlamentarische Konferenz eröffnen, an der 500 Delegierte aus 49 Gruppen der Union teilnehmen werden.

Neubestellung der amerikanischen UNO-Delegation

Die Ernennung von fünf Mitgliedern der amerikanischen Delegation mit Botschafter Henry Cabot Lodge an der Spitze und A. S. J. Carnahan, Demokrat, Walter H. Judd, Republikaner, Gewerkschaftsführer George Meany und den Präsidenten der Universität Indiana, Herman B. Wells, wird durch den Senat bestätigt.

Die Föderation Malaya wird unabhängig

An der in London stattgefundenen Konferenz der Commonwealth-Premierminister wurden die notwendigen verfassungsmässigen Fragen besprochen, um Malaya die Unabhängigkeit zu verleihen. Königin Elisabeth hatte einen Erlass auszustellen, der sowohl der neuen Verfassung Malayas, wie den Verfassungen von Penang und Malakka die Kraft eines Gesetzes verleiht. Mit Wirkung ab 31. August soll daher Malaya als ein Mitglied der Commonwealth anerkannt werden.

Der Bundesrat

hat vier Botschaften, die im Laufe der Woche veröffentlicht werden, gutgeheissen. Es handelt sich dabei um Vorlagen über den Bau einer zweiten Zuckerfabrik, die Schaffung eines Waffenplatzes in der Ajoie, die Erhöhung des Militärsoldes und die Förderung des Inlandabsatzes von Zucht- und Nutzvieh sowie von Schafwolle.

Kunstmalerin Ida Ingold gestorben

In Hildersingen am Thunersee ist im Alter von 76 Jahren die Kunstmalerin Ida Ingold gestorben, die besonders durch ihre prächtigen Blumenbilder bekannt war.

Im Regen ein Dudelsack

Es hatte begonnen zu regnen, vor Wochen, vor Monaten, ja vielleicht vor Jahren. Wir wussten es nicht mehr. Es fiel aus allen Himmeln, ein graues Raunen und Strömen. Sah man im Dämmer des Zimmers für einen Augenblick auf, dann hörte man es: Gerausch wie fernes Meer, über dem, wie kleine Violinstriche, näher fallende Tropfen spielten. Zuweilen auch klatschte es, dick und gesprächig, vom Kännel hinunter, oder ein Pferd, ein unsichtbares Pferd auf der Strasse, wieherte, schnaubte; sicher nur wegen des Regens. Es klang wie brrrff — brrrff, der ganze Verdruss eines wartenden, frierenden Tieres wurde darin hörbar.

Wird es aufklären? fragte jeden Tag ein alter Mann mit roten Pantoffeln meine Mutter. Es war ein alter Mann, er fror. Er wohnte im Souterrain, und der Regen rann ihm fast ins Bett hinein.

Es gab zuweilen einen Morgen, an welchem es aussah, als wenn nun mal wieder ein neues Kapitel Weltgeschichte beginnen sollte. Man sah ein Stück jenseits der Strasse, über abgeerntete, kleilig-fette Aecker hinaus, ein Stück nach Süden oder nach Westen. Ein lautloses Packen und Schieben von Wolkenballen und wurstartigen Gebilden hob an, eine geisterhafte Helle von grauem Platin fiel durch das wühlende Chaos, man hatte den Mund für einige Augenblicke geöffnet, gleich musste sich etwas ereignen. Die alte, symbolischeÄr vom Sieg des Lichts . . .

Doch der Spuk von Helle zerstob wieder im grauen Wallen. Der Regen fiel stärker und war nass wie immer. Es gab Leute, die stülpten sich wahrhaftig einen Südwester auf. Der alte Mann sagte zu meiner Mutter: «Es ist die Zeit, Madame, es ist diese schlechte, nichtsnutzige Zeit!»

Eines Morgens vernahm man ein quäkiges Gelärm auf der Strasse. Meine Mutter stirpelte gerade Torf neben dem Ofen auf. Wir Kinder räkelten uns auf dem Sofa zwischen Bauklötzen und zerfetzten Malbüchern. Plötzlich klopfte es und der alte Mann trat ein. Er war sehr vergnügt. «Sehen Sie», sagte er und sprach gegen den Rücken meiner Mutter: «Er ist doch gekommen!» Er rieb sich nochmals die Hände und sah uns Kinder sogar für einige Augenblicke freundlich an.

Er, der Dudelsackpfeifer, der eben Angekommene, war ein Serbe oder Bulgare, der in gewissen Distrikten des Landes gewissermassen heimisch geworden war und jedes Jahr auch einmal in unsere Gegend kam.

Als wir die Strasse betraten, war etwas Erstaunliches eingetreten. Ein fauler, torkelnder Westwind wehte. Der Himmel war höher geworden. Es regnete nicht mehr. War das nun alles wirklich dem Dudelsack zu verdanken? Nun, der Fremde, mit einem verbeulten Hut auf dem Kopfe, hielt sich mit seinem seltsamen Instrument sehr selbstgerecht auf der Strasse. Er trug es nicht ohne Zärtlichkeit auf seinen Armen, so wie ein Baby, auf jeden Fall wie etwas Lebendiges, das strampelte und sich blähte. Es quäkte, es vibrierte, es wimmerte, es klang auch zuweilen, als sängen Mäuse im Chor. Auf uns Kinder wirkte dies wie eine Hypnose, wir liefen dem Manne nach, wie weiland die Kinder dem Rattenfänger.

Am Ende der Strasse nun geschah etwas, was ich nicht vergessen habe. In einem Spalt am Himmel, der mehr und mehr zu klaffen begonnen hatte, erschien ein unnennbar zartes und hohes Blau, wie eine Verheissung und ein ferner Jubel. Helligkeit fiel über den Fremden, sie hüllte ihn ein. Es war, als sei er mit einem schönen Lande der Freude und des Lichts in Verbindung. Ich glaubte nun wirklich, dass ein solcher Mann den Regen verscheuchen konnte.

Höre ich heute den Dudelsack, so muss ich immer an jenen Spalt am Himmel, gefüllt mit dem süssesten Madonnenblau, denken. Sein Quäken, Dudeln, sein heiserer Schrei und sein quäkendes Geplärre zaubern mir mittägliche Glut südlichen Landes vor das geistige Auge. Ich sehe Ziegen am flimmernden Steilhang, blinkenden Marmor, das feurige Rot eines Tabuschs gegen einen kobaltenen Urhimmel. So unklassisch die Musik, so orientalisch einschläfernd, zaubert sie doch edelste Landschaft herauf, Pan und Diane, Lorbeer und Olive, Schlucht und Höhle, in die der Wanderer aus fürstlichem Geschlecht einkehrt.

E. H. Steenken

Bücher

Dra M. G. Schenk:
«Frauen in den Niederlanden in Vergangenheit und Gegenwart», in englischer Sprache

Man erfährt von einem der dichtestbevölkerten Länder. In einem Gebiet, das kaum grösser ist als das «Delta der drei grossen Flüsse» Rhein, Maas und Schelde, leben elf Millionen Menschen. In Holland, einem Lande der Städte, beschäftigen sich die meisten nicht mit Landwirtschaft und Viehzucht, sondern mit Handel, Seefahrt und Fischereibetrieb.

Sehr wichtig ist in Holland das Haus; denn es bedeutet vielleicht noch mehr als in anderen Ländern «die Welt». Das Haus, die Wohnung muss warm und «gesellig» sein, ein häufig gebrauchtes Wort in bezug auf eine angenehme Sphäre im Hause. Das «gezin», auch ein typisch holländisches Wort, bedeutet Mann, Frau und Kind.

Früher noch, im Jahre 1947, gab es wenige verheiratete arbeitende Frauen. Man sorgte für den Mann, die Kinder, das Haus und für gute Mahlzeiten. Die Teestunde am Nachmittag hatte und hat in Niederland fast dieselbe Bedeutung wie in England und heisst das «gezellige» Teestündchen.

Wir erfahren weiter von früherer Zeit über damalige und heutige Schulen; über Elementar-, Mittel- und Höhere Schulen. Von der ersten Frau, die die Universität besuchen durfte und von der ersten Aerztin in Holland, Dr. Aletta Jacobs, Tochter eines Arztes, die nach vielen Schwierigkeiten Aerztin wurde. Es gab keine blutigen Aufstände im Beginn der Frauenbewegung; denn der holländische Nationalcharakter ist im Grunde phlegmatisch. So änderte sich langsam das früher sehr enge und auf das Heim beschränkte Leben der Frauen. Frauen begannen soziale Arbeit zu verrichten, besuchten Gefängnisse und die Armen der Stadt. Schulen für Krankenpflege und auch die Arbeit einer «Florence Nightingale» bekamen Bedeutung in Holland. 1856, während des Krimkrieges, eröffnete ein Amsterdamer Arzt ein Hospital, in dem Mädchen aller Stände als Krankenpflegerinnen ausgebildet wurden. Alle Erziehungsmethoden wurden, wie in anderen Ländern, verbessert, doch ging im kleinen Holland alles nur langsam voran.

Bald traten die Frauen in der Oeffentlichkeit hervor, um die Regierung für Frauenarbeit zu interessieren. Ausstellungen wurden arrangiert, in denen man alles auf dem Gebiete der Frauenarbeit zeigte. Die Menschen wurden auf viele Misstände aufmerk-

Internationaler Schriftstellerkongress in St. Gallen

Am 9./11. September vereinigen sich in St. Gallen zahlreiche Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus dem ganzen deutschen Sprachkreis zum dritten internationalen deutschsprachigen Schriftstellerkongress. Eine erste Tagung dieser Art hat vor zwei Jahren in Innsbruck stattgefunden; sie sollte der Abklärung geistiger und beruflicher Fragen dienen, besonders aber auch ein Forum für persönliche Begegnungen bilden. Die Teilnehmer jenes ersten Kongresses waren so sehr vom Wert einer solchen Zusammenkunft überzeugt, dass sie beschlossen, Schriftstellertreffen dieser Art zu wiederholen. So fand im Herbst 1956 der zweite Kongress in Ueberlingen am Bodensee statt. Und an diese beiden Vorläufer schliesst sich nun als drittes Glied in der Kette der St.-Galler Kongress an. Die Kulturgemeinschaft der Stadt St. Gallen, unter dem Vorsitz von Stadtammann Dr. E. Anderegg, hat die Trägerschaft übernommen und einen Arbeitsausschuss mit der Gestaltung betraut; an dessen Spitze steht Professor Dr. Georg Thürer, während das Sekretariat von Dr. Hans Rudolf Hilty geleitet wird.

Als Kongressthema wurde «Die Dichtung im Lebenskreis der Künste» gewählt. Unter diesem Leitwort soll die Frage abgeklärt werden, wie sich das Zusammenspiel von Wortkunst, Bildkunst und Tonkunst, das einst das Schaffen im Galluskloster beseelte, aus der Sicht des heute Schaffenden gestaltet. Neben Vorträgen und Gesprächen bieten einige überragende Veranstaltungen reiche Anschauung zum Thema. Dazu gehört vor allem die bis zum 20. Oktober dauernde Ausstellung im Kunstmuseum St. Gallen, die unter dem Titel «Malende Dichter — dichtende Maler» über 700 Bildwerke, Manuskripte usw. von rund 150 Doppelbegabungen von der Renaissance bis zur Gegenwart vereinigt. Einen weitern Höhepunkt im Kongressgeschehen bildet die Aufführung von Wladimir Vogels bedeutendem Chorwerk «Wagadus' Untergang durch die Eitelkeit», das am 9. September in St. Gallen in der nämlichen künstlerischen Besetzung aufgeführt wird wie kürzlich im Rahmen der Wiener Musikfestwochen. Auch eine Liederstunde zum Gedenken an Othmar Schoeck und ein Theaterabend (10. September) mit selten gesehenen Spielen von Rainer Maria Rilke und Friedrich Dürrenmatt versprechen hohen Genuss. Für die Vorträge sind namhafte Fachleute gewonnen worden, und die Dichterlesungen werden einen repräsentativen Querschnitt durch die gegenwärtige Dichtung in deutscher Sprache vermitteln. Eröffnet wird der Kongress am 9. September in der berühmten St.-Galler Stiftsbibliothek, wo Bundesrat Dr. h. c. Philipp Etter die Begrüssung sprechen wird.

H.

In der Galerie Kirchgasse in Zürich stellen Ilse Voigt («Instantané de danse, Paris», 1957) und Rodica Valéanu («Fêtes foraines, Paris», Paris) vom 29. August bis 14. September aus. Der Eintritt ist frei.

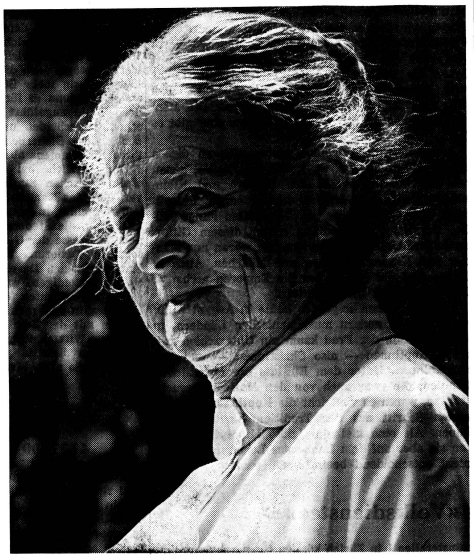
Das Sprechstück der Luzerner Internationalen Musikfestwochen

Seit Maria Fein mit Cocteaus «Höllenmaschine» auch ein Schauspiel in die Konzertreihen eingeführt hat, ist dies traditionell geworden. Aber es ist jetzt das erste Mal, dass ein «heiteres» Stück gegeben wird, nämlich «Die liebe Familie» von Felicity Douglas als Gastspiel der Berliner «Komödie». Im Grunde ist es eine Tragikomödie; denn wir können den Kampf einer begabten Schriftstellerin gegen die unverständige, sie dauernd am Arbeiten hindernde Verwandtschaft nicht von der lustigen Seite nehmen. Als sie sich endlich gegen alle Widerstände durchgesetzt hat, erkennt sie, dass sie nicht nur sich als schöpferisch Begabte zu bewahren hat, sondern ihre Umgebung sie ebenfalls braucht, und dass es nur innerhalb dieser Menschen für sie die Inspiration zum dichterischen Schaffen gibt. Das ist gewiss wahr, nur sollten jene am Ende einsehen, dass die Mutter des Hauses gleichfalls Rücksicht verlangen darf — es fehlt von der «Familie» her der gute Wille, das beiderseitige Verhältnis gerecht zu gestalten.

Die früheren Aufführungen durch das Zürcher Theater am Central, das Sommertheater Winterthur, das Kurtheater Baden u. a. haben vielerlei Seiten des Problems nachgemalt; die Gäste haben ein charmantes, sehr gepflegtes Konversationsstück dargeboten. *M.*

DIE FRAU IN DER KUNST

Elisabeth Müller, die von der Universität Bern mit der Würde eines Ehrendoktors ausgezeichnete Jugendschriftstellerin



In äusserst verdienstvoller Weise hat es der Verlag Paul Haupt, Bern, unternommen, in der Reihe der beliebten Heimatbücher als deren Band 68 ein Lebensbild der sympathischen und liebenswerten bernischen Schriftstellerin herauszugeben. Die Herausgabe erfolgte in Verbindung mit der Bernischen Erziehungsdirektion und dem Berner Heimatschutz. Den Text hat – unter Benützung der Chronik der Familie Müller — Walter Laedrach verfasst. Prächtige Photographien der Photopress Zürich, verschiedener Berner Photographen, des Verfassers und aus Familienbesitz, wie etwa die junge Lehrerin Elisabeth Müller mit ihrer Schulklasse 1906 in Lützelflüh, die an ihrem Geburtstag von Schulkindern besuchte Erzählerin, Elisabeth Müllers Heim und Arbeitszimmer im heute bewohnten Hünibach bei Thun, ergänzen sinnvoll das Erzählte. Elisabeth Müller ist die Verfasserin der immer noch von den Kindern mit Genuss gelesenen folgenden Bücher in deutscher Sprache: «Vreneli», «Theresli», «Christeli», «Die beiden B», «Das Schweizer Fähnchen», «Die sechs Kummerbuben» (Francke, Bern), «Lueginsland» (Sauerländer, Aarau), «Das grüne Gräslein» und «Wackere Leute» (Evangelischer Verlag, Zollikon). Für die Erwachsenen hat Elisabeth Müller in der von ihr meisterlich beherrschten und gehandhabten Berner Mundart folgende Werke geschrieben: «Heilegi Zyt», «Chrüz und Chrippli», «Friede i Hus und Härz», «We d'Liechtli brönne», «Heimetbode» (Francke, Bern), «Martinssümmerli» (Gute Schriften), «Der Wachsengel» (schriftdeutsch, bei Tschudi, St. Gallen) und «Türen gehen auf», schriftdeutsch im Verlag der Guten Schriften.

Wir entnehmen dem empfehlenswerten Band die nachstehende kurze Textprobe und hoffen, dass er recht weite Verbreitung finden möge. *w.*

*

Eine Vorzugsschülerin behauptete Elisabeth nie gewesen zu sein, am allerwenigstens in den Klavierstunden, wo die Lehrerin so schlecht mit ihr zufrieden war, dass sie sich sonntäglich anzog, um das Kind beim Vater zu verklagen. Sie glaube, es eigne sich nicht zum Lehrerinnenberuf und riet sehr entschieden davon ab. Es fehle ihm an der nötigen Intelligenz, auch sei es trotzig, flüchtig, verschlossen, ohne Gefühl und Gemüt, und sie stelle sich nicht vor, dass es mit Kindern werde umgehen können. Es ist wohl selten ein Kind so ungerecht beurteilt worden, und glücklicherweise gab der Vater nicht allzuviel auf das schlimme Urteil. Er konnte nicht glauben, dass es mit der Elisabeth, die ihm seit dem dritten Schuljahr alljährlich ein selbstverfasstes Weihnachtsgedicht als Geschenk überreichte, so schlimm stehen könne. Seit er die Zehnjährige auf seinen Knien skandieren gelehrt, sie auf den Unterschied zwischen den schweren und leichten Silben aufmerksam gemacht hatte, wusste er besser, wie es um ihre Fähigkeiten stand.

Auf vielen Amtsgängen zu armen Leuten und ganz besonders auch zu Pflegekindern, auf denen ihn Elisabeth teilnehmend und hilfsbereit begleitete, hatte er die Tochter besser kennengelernt und glaubte sie sehr wohl befähigt, den Weg ins Seminar zu wagen; und das Kind, das oft gesehen hatte, wie sich der Vater um die Verdingkinder sorgte, wie er da und dort eines aus einem schlechten Pflegeplatz wegnahm, hatte dabei den Eindruck erhalten, dass auch der Lehrerinnenberuf manche Möglichkeiten berge, die Kinder nicht nur unterrichten, sondern auch betreuen zu können.

So trat denn Elisabeth Müller im Frühling 1901 ins Lehrerinnenseminar Monbijou in Bern, ohne in dieser Zeit etwas Besonderes zu erleben. Weder in ihrer Langnauer Sekundarschulzeit, noch in der Berner Seminarzeit offenbarte sich ihr zukünftiges Talent. Die Langnauerjahre werden beherrscht von dem Respekt einflössenden Schulvorsteher Zbinden; im Seminar treten besonders hervor der gelehrte, aber Furcht erregende Deutschlehrer Stucki, der seinen Schülerinnen sagte, dass sich keine unterstehe, vor dem dreissigsten Altersjahre je etwas zu veröffentlichten (vielleicht, dass er dabei die Elisabeth Müller im Auge hatte) und der Rechnungslehrer Rüefli, dessen Rechnungsbüchlein für jede Klasse der bernischen Sekundarschule während Jahrzehnten Zehntausenden von Berner Schulkindern Sorgen bereiteten, im besonderen auch der Seminaristin Elisabeth Müller, die jedoch diesen drei tüchtigen Schulmännern ihr Leben lang eine dankbare Erinnerung bewahrte.

Im Frühling 1904 war die Seminarzeit überstanden; und die junge Lehrerin bildete sich zuerst in Frankreich in der französischen Sprache weiter aus; aber am ersten Sonntagmorgen des Jahres 1905 reiste sie erwartungsfroh an den Ort ihrer ersten Schulstelle, nach der Schonegg bei Sumiswald.

«Syt dihr die neue Lehrere?» wurde sie vom Bauern gefragt, der sie auf der kleinen Station Ramsei mit dem Schlitten abholte; die Bahn fuhr damals noch nicht nach Sumiswald. Ein Schauer von Glückseligkeit durchrieselte sie; aber ein anderes, stärkeres Gefühl trat auch hervor. Als sie dem Manne ins Gesicht sah, da verschwand die «neue Lehrere» mit ihrer ganzen Wichtigkeit.

«Wenn ich damals noch nicht gewusst hätte, was Ehrfurcht bedeutet, so hätte ich es jetzt empfunden vor diesem Vertreter des währschaften Bauerntums», gestand sie später, und als sie vernahm, dass die alte Lehrerin, die vor zwei Wochen an einer Lungenentzündung gestorben war, den Schülern wie eine gute Mutter gewesen, dass auf ihrem Wirken ein Segen geruht habe, wurde ihr doch ein wenig schwer vor der neuen Aufgabe. Aber sollte sie sich von ihrem Schatten bedrängt fühlen? «Nein», sagte sie sich, «auch mich bescheint von nun an die Sonne ihres Segens».

Die Arbeit auf der Schonegg dauerte als Stellvertretung nur bis zum Frühjahr; nachher wurde Elisabeth Müller als Lehrerin für das erste Schuljahr nach Lützelflüh gewählt, ins Gotthelfdorf. In der Zeit wirkte der nachmalige Schriftsteller Simon Gfeller in der Gemeinde, und dessen Gast und Schützling, Emanuel Friedli, arbeitete am ersten Bande, «Lützelflüh», seines monumentalen Werkes «Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums». Noch ahnte kein Mensch in Lützelflüh die Bedeutung dieser zwei Männer, und dass jetzt noch eine dritte Gestalt erschienen war, die mit den beiden in die bernische Literatur hineinwachsen sollte, war bestimmt in Lützelflüh niemandem bewusst.

Die Arbeit in Lützelflüh konnte die junge Lehrerin auf die Dauer jedoch nicht befriedigen. Das Gotthelfdorf war doch etwas zu abgelegen, und die Rückkehr nach der Stadt bot grössere Möglichkeiten zur Weiterbildung. Das war der Grund, dass Elisabeth Müller 1909 eine Lehrstelle im Burgerlichen Mädchen-Waisenhaus in Bern annahm. Das grosse Berner Haus, mit seinem Rundbogen und Gerschild behäbig im Mattenhof zwischen mächtige Bäume gesetzt, steht leider heute nicht mehr, es musste dem Strassenzug von der Effingerstrasse nach Holligen weichen.

In Bern wurde die junge Lehrerin, acht Jahre nach dem Austritt aus dem Seminar, von einer langwierigen Krankheit befallen, einem Rückenwirbelleiden, und statt dass sie am frohen Stadtleben teilnehmen konnte, sah sie sich von 1913—18 in ein Sanatorium in Leysin versetzt, und stille Tage folgten; die Schulstube war ihr verschlossen, der Weltkrieg umbrauste das Land, und das harte Krankenbett war oft schwer zu ertragen.

Da tauchte in den langen Nächten ein Kinderköpfchen auf, ein Vreneli aus Lützelflüh, und um das rotbackige, gesunde Kind stellten sich die andern Personen ein, rankten sich Erinnerungen und Erlebnisse, ballte sich eine richtige Geschichte zusammen, in der die werdende Dichterin glückliche Stunden fand, das Glück geradezu wiedergewann. Und in den langen Nachtstunden schrieb sie Seite um Seite, das gab das Geburtstagsgeschenk für den Vater zum zehnten Mai, dem sie doch jetzt nichts anderes schenken konnte. Er würde sicher daran Freude haben wie einst an ihren Gedichtchen zu Weihnachten. Aber das Manuskript wurde nicht fertig zum Geburtstag, denn die Kranke musste zu mühsam, auf dem Rücken liegend, im flachen Bette schreiben. Doch folgten sich Seiten um Seiten, und wenn die Geschichte — Vreneli hiess sie, nach dem Hauptpersönchen, der kleinen Vermittlerin, die eine auseinandergerissene Familie glücklich wieder zusammenfügte — zum Geburtstag nicht fertig war, so wurde sie es doch rechtzeitig auf Weihnachten.

Das mühsam geschriebene Manuskript sollte aber noch etwas erleben, bevor es im Pfarrhaus den alternden Vater erfreuen konnte. Der dicke, gelbe Umschlag mit den 500 handgeschriebenen Blättern ging dem Postangestellten auf dem Bahnhof Langnau verloren; als er mit dem Postkarren über die Geleise fuhr, fiel das Manuskript im winterdunklen, schlecht beleuchteten Bahnhof unbemerkt auf die Schienen und blieb liegen. Die Lokomotive eines einfahrenden Zuges fuhr dem Paket eine Ecke ab und beschädigte viele Blätter; erst in diesem verdorbenen Zustand erhielt es endlich der Vater.

«Die Geschichte wird nicht viel wert sein», sagte sich die Schreiberin, als sie von diesem Unglück vernahm, «das ist ein Zeichen, dass es besser wäre, sie ganz verschwinden zu lassen».

Aber wieder war der Vater anderer Meinung, «wenn sie nichts wert wäre, so hätte sie Gott ganz verderben lassen», fand er, und suchte die verdorbenen Blätter wieder herzustellen, und schliesslich schrieb die Erzählerin die ganze Arbeit noch einmal ab.

Dann brachte sie der Vater dem Verleger Alexander Francke in Bern; der nahm sie in die Sommerferien mit nach Engelberg und las sie dort seinen Zwillingsenkeln vor mit dem Erfolg, dass er das «Vreneli» in den Druck gab, und es auf Weihnachten 1916 im Buchhandel erscheinen konnte.

Die Aufnahme war erfreulich, man spürte in allen Häusern, dass hier wieder einmal eine richtige Dichterin am Werke gewesen war. Vrenelis Geschichte machte so vielen Kindern Freude, dass Elisabeth Müller ein zweites Kinderbuch zu schreiben begann, immer noch in Leysin, das «Theresli» (1918), das einen ebenso grossen Erfolg hatte wie das «Vreneli»; denn ganz wundervoll wird hier die Geschichte eines armen Bübleins und seines unglücklichen Vaters erzählt, der unschuldig einer Brandstiftung verdächtigt wird; aber beide werden aufrechterhalten durch die Freundschaft mit dem frohen Theresli, dem freundlichen Pfarrerstöchterlein, und mit dessen Vater.

Jetzt ging es endlich auch der Dichterin besser, sie durfte nach fünf Jahren wieder heim nach Langnau. Im rauhen Emmental aber erlitt sie einen Rückfall in ihre Krankheit, und deswegen entstand die prächtige Fortsetzung zum «Theresli», der «Christeli», der 1920 auf den Weihnachtstischen als schönstes Geschenk erschien.

Kolb's Super
Blendin 3fach
das beste Waschmittel für Automaten
SEIFENFABRIK KOLB ZURICH 5

---

sam, so auf die Arbeitszeiten der Arbeiterinnen, die von halb fünf Uhr morgens bis zum Einbruch der Dunkelheit dauerten, auf die den Männern gegenüber unterbewertete Frauenarbeit, für welche die Entlöhnung nur 1 bis 4 Gulden (etwa Fr. 1.50) pro Tag betrug.

Vergangene Zeiten — — — Die Frauen begannen für das Frauenstimmrecht zu kämpfen und erhielten es am Schluss des ersten Weltkrieges, so dass 1917 die erste Frau ins Parlament kam und einige Jahre später allen Frauen das aktive Frauenstimmrecht zuerkannt wurde. Es war nicht so einfach; viele Arbeit war nötig und viele Versammlungen und Massenprozessionen mussten zur Erreichung des Zieles organisiert werden, doch gab es keine Schlachten wie bei den Suffragetten in England. Man hatte allmählich den Wert der Frauenarbeit erkannt, so dass sie also auch eine Stimme in den «affairs» des Landes haben sollten.

Heute gibt es 10 weibliche Mitglieder in der zweiten Kammer (the House of Commons). Das sind zehn Prozent mehr als in den meisten westlichen Ländern. Während der beiden grossen Weltkriege kamen die Frauen durch die «Mobilisation» mehr zur Industriearbeit, in der sie auch heute weiterarbeiten. Die Einzelheiten aller Frauenberufsarbeit werden aufgezeigt, auch die Möglichkeiten der Ausbildung in rein praktischen, besonders weiblichen Berufen, in Erziehung für Hauswirtschaft, der Schneiderei und dergleichen.

Seit 68 Jahren wird Holland von einer Königin regiert. Wilhelmina zuerst, dann die jetzige Königin Juliana, und Kronprinzessin Beatrix wird voraussichtlich die nächste Herrscherin sein. Die Frauen haben in Holland mitzureden. Prominente holländische Frauen in hohen Funktionen wie z. B. Dr. Anna de Waal, Unterstaatssekretär für Erziehung, Kunst und Wissenschaft, sind Mitglieder der Regierung. Man hört von ihrem Lebensweg und ihrer Bedeutung. Dr. Marga Klompe ist eines der zehn weiblichen Mitglieder der zweiten Kammer. Ihre Bedeutung als Beisitzende der «European Coal and Steal Community» wird in der Geschichte noch genannt werden. Man hört von anderen hervortretenden Frauen, von Diplomatinnen und weitern, den vielen Frauenvereinigungen angehörenden Mitgliedern, von Unterrichtsstätten und hohen Lehrämtern an Universitäten für die Frauen. Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten aufzuzählen. Man kann nur möglichst vielen Frauen empfehlen, die Broschüre zu lesen. Sie wird gewiss von vielen begrüsst werden, indem sie eine auf diesem besonderen Gebiet der Schilderung holländischen Frauenwirkens bestehende Lücke ausfüllt. *Marga Taisen, Den Haag*

«Die Kunst der Jungen Kirchen», von Arno Lehmann und «Afrikanische Passion»

Zwei Bücher, die sich auf das schönste ergänzen, gelangten neulich in meine Hand. Das eine war «Die Kunst der Jungen Kirchen», von Arno Lehmann (Evang. Verlag Berlin, 1955), das andere «Afrikanische Passion», ein Bildband, bei welchem der Text von John Taylor und die Aufnahmen vom Schweizer Photographen Hans Leuenberger stammen. (Chr. Kaiser-Verlag München, 1957).

Ueber die Kunst in den Jungen christlichen Kirchen weiss man bei uns im allgemeinen wenig. Dies Buch gibt einen schönen Ueberblick über das, was die Künstler der eingeborenen Völker in den verschiedenen Ländern und seit den ersten Zeiten der Missionierung geschaffen haben. Einem ausführlichen, einleitenden Text folgen, teils farbig, die Wiedergaben der Bilder, Plastiken und Schnitzereien, die entstanden sind unter dem Einfluss des Christentums. Dabei ist es sehr aufschlussreich zu sehen, wie in den nicht-europäischen Kirchen die Gläubigen auf ihre eigene Weise das Erlebnis des Christentums darstellen, und man erkennt, dass es von äusserster Wichtigkeit ist, dass sie dies auf die ihnen gemässe Art tun. Seltsam und fremd muten uns vielfach die indischen Bilder an, während mir scheint, dass die chinesischen unserm Empfinden näher stehen. Immer wieder taucht das Thema vom verlorenen Sohn auf, und es stimmt nachdenklich, wenn man liest, dass für den Chinesen fast unbegreiflich ist, den Vater dem Heimkehrenden entgegeneilen zu sehen, weil dies den uralten Sitten des Landes vollkommen widerspricht. So ist es fast erstaunlich, dass sich das biblische Moment durchgesetzt hat. Mit schönen Darstellungen sind Japan und Indochina vertreten, und ein geradezu entzückendes Bild stammt von einem Indianerhäuptling. Es wurde schon gleich nach dem Nordamerikanischen Freiheitskrieg (1783) gemalt und stellt die Weisen aus dem Morgenland, in Kanus kommend, dar. Viele Schnitzarbeiten stammen aus Afrika, so eine wunderbare Madonna mit Kind, dann die heilige Familie, eine Negerfamilie darstellend, die dadurch auffällig ist, dass Josef das Kind hält, während Maria in Anbetung die Hände faltet. Andere Werke wiederum sind noch recht unbeholfen.

Es ist unmöglich, auch nur annähernd wiederzugeben, welche Mannigfaltigkeit des Empfindens in diesem Buche spürbar wird, eine Mannigfaltigkeit freilich, die durch das Band des Christentums in wahrhaft ökumenischem Geiste verbunden ist.

Wenn ich schrieb, dass sich die beiden Bücher ergänzen, so müsste man vielleicht genauer sagen, dass «Afrikanische Passion» einen Ausschnitt aus dieser Vielfalt, von der eben die Rede war, zeigt. Die Studenten der theologischen Schule Mukono (Uganda) führten während der Karwoche 1955 unter grosser Teilnahme der Bevölkerung das Passionsgeschehen auf. Die wunderbaren Wiedergaben von Hans Leuenberger lassen uns die Ergriffenheit und zugleich die innere Kraft spüren, die Lehrer und Schüler während der Aufführung beseelt haben mögen, und an der sie auch andere teilnehmen lassen wollten. Es ist verständlich, dass nicht nur für die Spielenden, sondern auch für die Zuschauer das ganze Geschehen durch die Darstellung lebendiger und fasslicher wurde, als etwa nur durch die Erzählung des Missionars, vor allem wenn man bedenkt, dass diese Völker «alles durch die Augen lernen», wie in der Einleitung gesagt wird. Und wenn man schon die Bilder nicht ohne Erschütterung betrachten kann, wie muss erst diese afrikanische Interpretation vom Leiden und Sterben unseres Heilands auf die Zuschauer gewirkt haben!

Der Text von John Taylor trägt viel zum Verständnis bei, und schön ist die Erklärung über die Neger-Spirituals, von denen der Verfasser sagt: «Was die Choräle im Oberammergauer Passionsspiel bedeuten, bedeuten die Neger-Spirituals in dieser afrikanischen Darstellung der Passionsgeschichte — eine Vertiefung der geistlichen Aufgeschlossenheit und eine Pause der Besinnung». *G. R.*

Einen guten Menschen gefunden zu haben gehört zu den echtesten Lebensfreuden, einen ausgezeichneten oder sehr hochstehenden Freund zu besitzen, rechnet sich jedermann zu grosser Ehre an, und «Gottes Freund» zu heissen, wie Abraham, das ist ein Zeugnis, das allen andern Ruhm der Erde übertrifft. *Hilty*

(Fortsetzung von Seite 2)

die sich diese Freiheit herausnimmt, ist in den Augen der einheimischen Männer keine achtbare Frau. Ja es käme in die Skandalchronik des Städtchens, wenn die Ehefrau ihren Mann vom Auto aus grüsste. Auch die Ausländerinnen haben sich diesem strengen Sittenkodex zu fügen. So erzählte uns eine Griechin, die Frau eines Handelsvertreters, sie habe in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft selbst eingekauft, sei aber von den Männern so ablehnend behandelt worden, dass sie sich seither neben ihrer Hausangestellten — einer verheirateten Frau — noch einen Diener zum Einkaufen halten müsse.

In ihrem Heim, besonders in Grosshaushaltungen, ist die Frau eine wahre «Maitresse de maison», wie der französische Ausdruck treffend sagt. Vor uns taucht das Bild einer ungefähr 50jährigen Matrone auf, die wir gegen Mittag angezogen, was man hier eben angezogen nennt, im Bette trafen. Hier thronte sie förmlich, und von hier aus leitete sie den ganzen Haushalt; mindestens 60 bis 70 Schlüssel hingen an verschiedenen Bünden an der Wand. Ständig kam einer der Diener und holte sich einen Bund oder brachte ihn zurück. In solchen Grosshaushaltungen mit einer Vielzahl von Dienern ist alles abgeschlossen, selbst der im Esszimmer stehende Kühlschrank. Geld jedoch sieht die Hausfrau kaum. Sie befiehlt, was einzukaufen ist, über ihre Einkäufe wird im Laden Buch geführt — und am Ende des Monats bezahlt der Ehemann die Rechnung. Da die Frauen nicht ausgehen können, nicht einmal zum Coiffeur, besteht für sie auch gar keine Möglichkeit, Geld auszugeben.

Hier, wo das Haus der einzige Wirkungskreis der Frau ist, wird auch nach strengen Regeln haushalten. So bedeutet es in den Augen einer oberägyptischen Hausfrau, selbst im Winterkurort Luxor eine Schande, wenn sie nicht ihr eigenes Brot bäckt, ähnlich etwa wie es zu Mutters und Grossmutters Zeiten einer tüchtigen Hausfrau Abbruch tat, wenn sie nicht selbstgemachte Konfituren auf den Tisch stellte. Selbst in der Behausung der ärmsten Fellachin, auch wenn sonst gar nichts da ist, finden wir doch einen Lehmofen zum Backen des Fladenbrotes. Ein heiratsfähiges Mädchen lernt als erstes die Kunst des Brotbackens. Auch sonst leben die Frauen in den Winterkurorten Luxor und Assuan im alten Lebensstil. Abends um 9 Uhr sind die Strassen wie ausgestorben. Die Männer besuchen das Kino, für die Frauen aber gibt es keine Abwechslung.

Muselmanen wie Kopten halten sich an diesen strengen Sittenkodex. So wohnt die Koptin, genau wie die Muselmanin in den Dörfern und Kleinstädten, auf der Empore, hinter engen Holzgittern, dem Gottesdienst bei. Wir hatten einige Mühe, der heiligen Handlung hinter diesem Gitter, zu folgen. Unten im Kirchenschiff waren nur Männer und Kinder — Buben und Mädchen. Auch in Luxor sind die Frauen auf die Emporen verbannt, hier zwar nicht hinter Gittern.

Im allgemeinen zeigt sich heute in Aegypten, im Gegensatz zu andern muselmanischen Ländern, in der Evolution der Frau kaum ein Unterschied zwischen Koptinnen — also Christinnen — und Muselmaninnen. Unter dem Einfluss der christlichen Schulen, die zwar auch von den Moslems besucht werden, waren es vielleicht die Koptinnen, die den ersten Schritt aus der Tradition hinaus gewagt haben. Als eine kleine religiöse Minderheit konnten sie aber auf dem Lande das Leben der Frauen nicht entscheidend beeinflussen.

Die Steuerpersönlichkeit der verheirateten Frau

In der Schweiz sowohl als auch im Ausland, vor allem in Grossbritannien, haben die Frauenverbände oft dagegen protestiert, dass bei Ausrechnung der Steuern das Einkommen der Ehefrau demjenigen des Ehemannes zugezählt wird, um so die Steuerklasse und damit die Gesamtsteuer zu erhöhen, ganz gleich welchem Güterstand sie angehören. Dieses Vorgehen richtet sich gegen die Familie, wurde gesagt, denn die Verheirateten bezahlen verhältnismässig mehr Steuern als die Ledigen; es ist antisozial, denn es fördert das Konkubinat, wurden doch Fälle angeführt von Ehepaaren, die es vorzogen, zu scheiden und dann doch zusammenzuleben, als den Steuerbehörden einen bedeutenden Teil ihres Einkommens abzugeben.

Erst kürzlich, bei der Vorbereitung des neuen waadtländischen Steuergesetzes, haben die Frauenverbände des Kantons an den Grossen Rat eine Eingabe gerichtet, in der sie ausführten, dass die Rechtsgleichheit, die Steuergerechtigkeit, das wohlverstandene Interesse der Gesellschaft wie der Familie die separate Taxierung des Erwerbs von Mann und Frau verlangen. Da es an Abgeordneten fehlte, um sie zu verteidigen, wurde die gerechte Sache mit wenig angebrachten Witzeleien abgetan.

Immerhin darf man hoffen, dass die Einwände der Frauen mit der Zeit auf mehr Verständnis stossen werden. Wirtschaftsspezialisten ihrerseits wenden sich gegen diese in mancher Hinsicht anfechtbare Taxation. So z. B. Mr. Bates, Finanzberichterstatter der «Tribune de Genève», eine Autorität auf seinem Gebiet, der die Frage stellt: «Ist es gerecht, mit dieser Mehrbelastung ein junges Paar von Arbeitenden zu treffen, deren einziges Unrecht darin bestand, ein Heim zu gründen? Die gleiche Anomalie geht weiter bis in die höchsten Steuerklassen; Vermögen und Einkommen von zwei Eheleuten, wenn jeder ein Kapital besitzt, sind viel stärker belastet, als wenn die Steuer von getrennten Summen erhoben wird. Dies ist so wahr, dass ein Scheidungsfall bei einem Paar von Sparern in einem gewissen Alter eingetreten ist, das in bester Harmonie lebte, dessen Einnahmen an Kapital und Einkommen jedoch so schwer belastet wurden, dass sie Mühe hatten, durchzukommen. Sie willigten also in die Scheidung, fuhren fort, glücklich zusammenzuleben und gaben getrennte Steuererklärungen ab, was ihnen Ersparnisse ermöglichte, die viel zur Verbesserung ihrer Lage beitrugen.»

Wenn die Gesetzgeber auf diese Weise die Familie schützen und ermutigen, dann ist es Zeit, dass einige Frauen den Räten der Nation angehören.

FS.

BAHNHOFBUFFET ZÜRICH
R. Landbrecht-Berg Telex 52 5 52 Tel. (051) 23 46 44

Von der Arbeit des «Volksdienstes»

Der als hübsch bebilderte Broschüre erschienene Jahresbericht 1956 des «Schweizer Verband Volksdienst» gibt Einblick in die zielbewusste und vielseitige Arbeit dieses Sozialwerkes. Dass der grösste Gastwirtschaftsbetrieb der Schweiz — mit 1942 Mitarbeitern — dessen leitende Idee der Dienst an der Gemeinschaft ist, sich die Rationalisierung auf wirtschaftlichem Gebiet ebenso zur Aufgabe gemacht hat wie die verständnisvolle Betreuung der Gäste und Mitarbeiter, zeigen die sachlichen Hinweise auf das im vergangenen Jahr Unternommene und Durchgeführte.

Der Volksdienst hat sich seit jeher bemüht, das Vertrauen seiner Auftraggeber der Industrie und öffentlichen Verwaltung durch eine zuverlässige, den neuzeitlichen Anforderungen gewachsene Betriebsführung zu rechtfertigen. Eine gutdurchdachte Arbeitsgestaltung ermöglicht einerseits rationelles Wirken, entlastet andererseits das Personal von körperlich schweren und zeitraubenden Arbeiten durch zweckmässige Maschinen, Apparate und andere Hilfsmittel.

Eine grössere Anzahl der vom SV geleiteten Wohlfahrtsbetriebe wurden im Berichtsjahr durch Umbauten und neue Einrichtungen vergrössert und modernisiert. Auch die Betriebsfürsorge wurde weiter ausgebaut. Zur Volksdienstarbeit in 174 Wohlfahrtshäusern, Heimen, Kantinen und ähnlichen Betrieben gesellte sich das Wirken von 22 vom SV geführten Soldatenstuben mit 4688 Betriebstagen für die Armee und 184 Betriebstagen für ungarische Flüchtlinge. Im Zusammenhang mit der Aufnahme der 11 000 Ungarn in die Schweiz konnten an drei Orten zur Verfügung gestellte Gebäude als Auffanglager und Heime geführt werden. Auch leisteten die SV-Fürsorgerinnen aktive Hilfe bei der Eingliederung der Flüchtlinge in den Arbeitsprozess, bei der Einrichtung von Wohnungen und in der Betreuung der Heimatlosen.

Der Volksdienst hat auch die Aktion «Gesundes Volk» tatkräftig unterstützt, ist doch die Förderung der Volksgesundheit durch Abgabe bekömmlicher und preiswerter Nahrung und nichtalkoholischer Getränke seit je sein Anliegen.

Der Personalschulung wird besondere Sorgfalt gewidmet. In der Volksdienstschule an der Neumünsterallee 1 in Zürich können Grundschulung und Kaderschulung ebenso wie die verschiedenen Weiterbildungskurse für die Angehörigen des SV, grosszügig ausgebaut werden. Die Personalkonferenzen förderten wie jedes Jahr den persönlichen Kontakt zwischen den Mitarbeitern und der Zentralleitung und brachten den vielen an abgelegenen Posten wirkenden Angestellten willkommene Anregung und Entspannung.

Der Volksdienst darf seine Arbeit fortsetzen, im Bewusstsein, dass sein Wirken in der Tat «Dienst am Volk» bedeutet.

Pflegekinderschutz

Der Bundesrat hat am 13. Juni das folgende, von Nationalrat William Vontobel eingereichte Postulat angenommen:

«Die leider immer wieder neu der Oeffentlichkeit bekannt werdenden Nachrichten über Vernachlässigung, Misshandlung und ungenügende Kontrolle von Pflegekindern mahnen zum Aufsehen und haben in breiten Kreisen der Bevölkerung Mitempfinden und Empörung ausgelöst. Es ist offenkundig, dass die bestehenden gesetzlichen Vorschriften für das Pflegekind keinen ausreichenden Schutz bieten. Im Interesse einer wirksamen Bekämpfung solcher für unser Land unwürdiger Vorkommnisse wird der Bundesrat eingeladen, die Frage zu prüfen und Bericht zu erstatten, ob nicht: a) die Bestimmungen des Schweizerischen Strafgesetzbuches in dem Sinne ergänzt und verschärft werden sollen, dass Drittpersonen oder Behörden, die von Vernachlässigung, Misshandlung oder unwürdiger Betreuung von Kindern und Jugendlichen Kenntnis haben, anzeigepflichtig werden und sich im Unterlassungsfalle strafbar machen; b) durch einen Erlass von Vorschriften über das Pflegekinderwesen verbindliche Richtlinien für die den Kantonen und Gemeinden übertragenen Pflegekinderaufsichten erlassen werden können; c) durch die Schaffung einer eidgenössischen Jugendschutzkommission die Möglichkeit objektiver Prüfung von Vernachlässigungs- oder Misshandlungsfällen herbeigeführt und eine Koordination der bestehenden oder noch einzuführenden straf- und zivilrechtlichen Jugendschutzbestimmungen erreicht werden kann.»

4 629 500 Liter Traubensaft

sind im letzten Herbst hergestellt worden. Diese Zahl zeigt recht deutlich, welche Wichtigkeit heute diesem Getränk zukommt. Seine stets zunehmende Beliebtheit verdankt der Traubensaft dem Umstande, dass in ihm alle wichtigen Bestandteile der Traube erhalten bleiben, so vor allem: Der Frucht- und Traubenzucker, welcher dank seiner Eigenschaft, sofort ins Blut überzugehen, jede Müdigkeit rasch und leicht überwinden hilft, die Mineralsalze, welche die Verdauung fördern, und die Fruchtsäuren, welche den Appetit anregen.

Die Herkunft der Trauben, welche für die Herstellung des Traubensaftes verwendet werden, ist recht verschieden. Die Hersteller beziehen die Trauben aus jenen Weingebieten, die weniger zuckerhaltige, säurereichere Säfte bringen. Auch werden rote Trauben, Americano und Hybriden, die sich für die Weinbereitung weniger gut eignen, vorgezogen. Die Traubensaftherstellung hilft somit den Weinmarkt auf der einen Seite empfindlich zu entlasten und ermöglicht auf der anderen eine bessere Verwertung wesentlicher Traubenmengen.

Die herrlichen, harmonischen Schweizer Traubensäfte sind Qualitätsgetränke, welche den Quell von Gesundheit und Wohlbefinden in sich tragen. Im Sommer trinkt man sie mit Vorliebe mit Siphon oder mit Mineralwasser gespritzt.

SPZ

Zwetschgen und Pflaumen — für den Winter

Zwetschgen und Pflaumen werden gewaschen, halbiert und entsteint. Dann gebe ich das für 1 Glas nötige Quantum Früchte, Schnittfläche nach unten, in das kochende Zuckerwasser. (Zucker nach Belieben.) Die Früchte sollten vom Zuckerwasser knapp zugedeckt sein. Sobald sie zu kochen beginnen, fülle ich sie ohne Saft in die vorgewärmten, in heissem Wasser stehenden Einmachgläser ein und giesse den kochenden Saft bis randvoll darüber und verschliesse sofort. Habe ich ganz schöne, grosse Früchte zur Verfügung, so fülle ich diese wie Aprikosen und Pfirsiche in zwei Malen ein, und zwar gebe ich zuerst nur die Hälfte der für ein Glas nötigen Früchte in die Pfanne, erhitze und fülle ein wie oben angegeben. Hernach lege ich die andere Hälfte der Früchte in den kochenden Saft und beendige das Einfüllen wie gewohnt. Bei diesem Einfüllen in zwei Malen muss das Glas unbedingt im heissen Wasser stehen bleiben und nach dem ersten Einfüllen sofort mit dem Glasdeckel zugedeckt werden.

Aus den weniger schönen Zwetschgen (geschrumpfte, kleine, überreife) mache ich Zwetschgenmus mit wenig Wasserzugabe und fülle dieses kochend in die vorgewärmten Bülacherflaschen oder -gläser ein. Das Zwetschgenmus wird durch die etwas längere Kochzeit sehr kräftig.

Oder ich brauche diese II. Qualität Zwetschgen für Konfitüre, die ich wie gewohnt zubereite und dann siedendheiss in die vorgewärmten Bülacherflaschen oder -gläser mit Glasdeckel, Gummi und Bügel bis auf 1 cm vom Rand einfülle. Der kleine Leerraum in der Flasche wird dann noch mit kochendem Wasser aufgefüllt. Sofort verschliessen.

Dank dem luftdichten Verschluss bleibt die heisseingefüllte Konfiture frisch im Aroma, wird nicht mehr schimmlig, und eine Gärung ist praktisch ausgeschlossen.

Am 52. Nationalen Gesundheitskongress in den USA wurde festgestellt, dass bei den Autofahrern, die jährlich durchschnittlich 15 000 km zurücklegen, dreimal soviel Männer wie Frauen an Unfällen beteiligt sind.

Radiosendungen

vom 1. September bis 7. September 1957

Montag, 2. September, 14.00: Notiers und probiers. Neuzeitlicher Zimmerschmuck — Flecklein, verschwinde — Eine Bastelarbeit: Das Mobil — Das Rezept — Was möchten Sie wissen? — Dienstag, 13.35: Zwei baltische Künstlerinnen im Studio Bern. — Mittwoch, 14.00: Eine Schlossfrau des 16. Jahrhunderts. Eine Episode aus dem Buch «Wilhelm von Oranien» von Henriette L. T. de Beaufort. — Donnerstag, 14.00: 1. Der Lebensabend, Gespräch. 2. Mary Wigman, die Künstlerin. — Freitag, 14.00: 1. Chirologie, Gespräch. 2. September-Neuigkeiten.

Redaktion:
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426
Zürich 55, Tel. (051) 35 30 65
Wenn keine Antwort: (051) 26 81 51

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin:
Fräulein Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Koche selbst
mit wenig Fett — nimmst
Du wenig, bleibst Du nett.
Kochst auch mit PIC-FEIN
so ist's klar,
gerät Dir alles wunderbar!!
Und möchtest Jahre länger leben,
sollst Du nicht nach
Masse streben.
Koche mild mit wenig Salz —
lieb Schwizervolk
mir Gott erhalt's!!
Mit den besten Wünschen
von A. W. Rudolph
Spinnfettfabrik Wädenswil

Obi Obstverwertungsgenossenschaft Bischofszell

Basler Leckerli
prima Qualität per kg Fr. 4.— und Porto. Ab 2 Kilo franko.
K. Grether, Basel
Wanderstrasse 45
(Nachnahmeversand)

Die «PEDICOR»-Fussraspel entfernt rasch, gefahrlos, lästige Hornhaut an Ballen und Fersen. Praktisch und billig. Preis Fr. 2.50 (plus Porto).
A. Ehlers, Fliederstrasse 22, Zürich 6

Helvetia Crème Pudding
Versüsst den Alltag

Ein Inserat im
«Schweizer Frauenblatt»
hilft Ihren
Umsatz steigern!

BRAUT-SCHLEIER
BRAUT-SCHMUCK

J. F. GUBSER
NACHF. J. CLOETTA
EIGENES ATELIER
ZÜRICH 1 ST. PETERSTR. 20 TEL. 23 60 70

Die führende Marke
Zweifel-Naturtrüb,
wie frisch ab Presse,
Süssmost von hervorragender Qualität.

Mosterei Zweifel & Co. Zürich-Höngg
Telefon 56 77 70

MÖRGELI
Vergolden u. Einrahmen
Zürich Schipfe 3
Tel. 23 91 07

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

Augen-Pflege
Wenn Ihre Augen müde, geschwächt, entzündet und überanstrengt sind, wenn sie brennen, schmerzen und tränen, dann pflegen Sie sie mit dem wohltuenden und erfrischenden
Zellers Augenwasser
dem beliebten Mittel zur wirksamen Augenpflege.
Fl. à Fr. 2.60 In Apotheken und Drogerien
Ein bewährtes Präparat von
Max Zeller Söhne AG. Romanshorn
Hersteller pharmazeutischer Produkte seit 1864

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7